

Die Zukunft der interprofessionellen Bildung

Am 6. Februar 2024 fand das Symposium «Interprofessional Education in Healthcare in Switzerland & More» statt. Durch Referate von diversen nationalen und internationalen Experten wurden sowohl die Herausforderungen als auch die Chancen der interprofessionellen Bildung beleuchtet.

Text: Nicolas Felber, Verantwortlicher Printmedien
BEKAG

Bild: zVg

Die Stärkung der interprofessionellen Zusammenarbeit zwischen Ärzteschaft und Apothekerschaft ist eine vielversprechende Strategie zur Bewältigung der wachsenden Belastung unseres Gesundheitswesens. Wie im doc.be 6/2023 bereits thematisiert, bedarf es der optimalen Nutzung aller Akteure entlang der Versorgungskette, um die hohe Versorgungsqualität langfristig zu erhalten. Wo beginnt jedoch die Zusammenarbeit zwischen Ärzten und Apothekern? Idealerweise bereits im Studium. Je früher die beiden Parteien intensiv miteinander in Berührung kommen und sich gegenseitig verstehen lernen, desto höher ist die Chance, dass die Kooperation in der Praxis funktionieren wird. Die interprofessionelle Komponente wird in der Aus- und Weiterbildung von Gesundheitsfachpersonal zunehmend betont – es scheint vielen Beteiligten klar zu sein, dass dieses Mittel effektiv ist.

Dementsprechend war es doc.be eine grosse Freude, dass wir als Gäste an das Symposium «Interprofessional Education in Healthcare in Switzerland & More» eingeladen wurden. Durch die Referate von Bildungsbeauftragten aus der Schweiz und Kanada wurde ein klares Bild der interprofessionellen Bildungssituation vermittelt: Die Chancen, die die interprofessionelle Bildung im Gesundheitssektor bietet, sind riesig. Auch die Motivation ist gross, aber es existieren Probleme oder Herausforderungen, die bewältigt werden müssen.

Ausgangslage

Grundlegend gilt es, den Begriff der «Interprofessionalität» kurz zu erklären. Er wird immer öfters als Schlagwort benutzt, aber die genaue Bedeutung bleibt oftmals undefiniert. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert ihn als die Zusammenarbeit zwischen mehreren Gesundheitsfachleuten mit unterschiedlichen beruflichen Hintergründen, die zu einem gemeinsam geteilten Verständnis kommen, das sie vorher noch nicht hatten und zu dem sie ohneeinander nicht hätten kommen können. Der Fokus liegt also klar darauf, dass (1) die interprofessionell Tätigen aus unterschiedlichen Berufsfeldern stammen und (2) die Zusammenarbeit zu neuem, gemeinsamem Verständnis führt. Die WHO geht auch einen Schritt weiter und definiert die interprofessionelle Bildung: Sie sei gegeben, wenn Vertreter von zwei oder mehreren gesundheitlichen Berufsfeldern miteinander, voneinander und übereinander lernen, um die Zusammenarbeit und die Behandlungsqualität zu verbessern.

Wenn man die beiden Begrifflichkeiten nun in Zusammenhang betrachtet, soll die interprofessionelle Bildung ermöglichen, dass die verschiedenen Berufsfelder sich bereits in der Ausbildung miteinander vertraut machen können, um später in der Praxis dank dieses gegenseitigen Verständnisses eine bessere Versorgung zu gewährleisten. Es erscheint klar, dass der interprofessionelle Ansatz in der Bildung viele Vorteile haben kann, dennoch wurde er über lange Zeit nicht in die Curricula aufgenommen. Einige seiner inhärenten Herausforderungen sind auch in der heutigen Ausbildung noch präsent.



Prof. Dr. med. Dr. phil. Sven Streit und Prof. Dr. phil. Alice Panchaud während ihres Eröffnungsreferats.

Administration und Organisation

Ein grosser Knackpunkt in der interprofessionellen Bildung ist die Verschränkung der verschiedenen Studiengänge. Während im doc.be 6/2023 bereits darüber berichtet wurde, wie gross der Aufwand ist, Medizin- und Pharmaziestudierenden an der Universität Bern gemeinsame Kurse anbieten zu können, ist der benötigte Effort an Hochschulen, die noch mehr verschiedene Studiengänge interprofessionell ausbilden möchten, fast unmöglich zu bewältigen. Die Universität Genf beispielsweise bringt Medizinstudierende, Pflegefachpersonal, Hebammen, Fachpersonen medizinisch-technische Radiologie und Physiotherapierende in interprofessionellen Kursen zusammen. Obwohl die Curricula immer breiter konzipiert werden, ist es stets noch eine grosse Herausforderung, gemeinsame Zeitfenster und Raumverfügbarkeiten zu finden.

Sobald die Interprofessionalität in die Praxis übergeht, offenbart sich ein weiteres Problem: die Dateneinsicht. Mehrere Referentinnen stellten klar, dass es praktisch sehr aufwendig sei, die Daten zu einem Patienten unter den Behandelnden auszutauschen. Da kein uniformes elektronisches Patientendossier (EPD) existiert, ist der Informationsaustausch lücken- oder sogar fehlerhaft und es besteht keine Transparenz darüber, wer welche Behandlung zu welchem Zeitpunkt durchführt. Der Patientin oder dem Patienten kommt somit eine grosse Verantwortung zu, da sie oder er selbst oftmals sämtliche Daten wiedergeben muss. Es wurde betont, dass ein voll-funktionsfähiges, uniformes Austauschformat unabdingbar sei für die Zukunft der Interprofessionalität. Leider ist die Verfügbarkeit einer solchen Lösung aber kein Garant dafür, dass diese auch zielführend

eingesetzt wird: Eine Referentin der Université de Montreal betonte, dass sie zwar ein funktionsfähiges EPD hätten, die Nutzung dessen aber suboptimal sei. Die verständliche und knize Wiedergabe von Behandlungen oder Medikation etc. werde oftmals vernachlässigt. Dies führe wiederum zu Verständnisproblemen zwischen den verschiedenen Berufsfeldern und genereller Frustration. Das EPD sei somit in der Idee eine grosse Hilfe, aber die Nutzerinnen und Nutzer müssen trotzdem die Zeit und Mühe investieren, um es für die interprofessionelle Nutzung profitabel zu machen. Während das interprofessionelle Studium den Studierenden noch direkten Kontakt innerhalb der Hochschule ermöglicht, ist es in der Praxis unabdingbar, dass eine gemeinsame Informationsplattform die verschiedenen Beteiligten digital verbindet.

«Ein voll-funktionsfähiges, uniformes Austauschformat sei unabdingbar für die Zukunft der Interprofessionalität.»

Formen der interprofessionellen Bildung

Obwohl sich die Herausforderungen der interprofessionellen Bildung wenig verändert haben, befindet sich die Gestaltung der gemeinsamen Kurse für verschiedene Studiengänge im Wandel. Es sind innovative Ansätze gefragt. Die Universität Genf setzt beispielsweise auf eine ausgewogene Mischung aus e-Learning, Workshops, Serious Games (Lernspiele), Simulationen und

Shadowing (Beobachtung). Diese verschiedenen innovativen Lernformen können gewährleisten, dass das theoretisch erlernte Wissen auf interessante und sichere Weise praktisch angewendet werden kann. Essenziell ist dabei, dass die Studierenden auch lernen, die kulturellen und linguistischen Kontexte anderer zu verstehen. Denn die Interprofessionalität stellt nicht nur eine Kooperation zwischen verschiedenen Berufen, sondern auch zwischen unterschiedlichen Menschen dar. Während die verschiedenen Lerntypen das Fachwissen im interprofessionellen Kontext anwendbar machen, sollen auch zwischenmenschliche «Soft-Skills» gemeinsam erlernt werden. Durch die vertiefte Zusammenarbeit in den Simulationen und Serious Games soll bereits früh im Studium vermittelt werden, wie Rollen definiert, interprofessionelle Konflikte überwunden und Teamkohäsion gefördert werden können. In Kombination mit der Observation von interprofessioneller Arbeit in der Praxis werden die Studierenden bestmöglich auf die Herausforderungen im Berufsalltag vorbereitet. Das Feedback der Studierenden sei grösstenteils positiv. Insbesondere der Kontakt mit gelebter Interprofessionalität sei effektiv. Die Studienleiter würden zusätzlich feststellen, dass die Kultur sich momentan im Wandel befinde, da die Leistungen der Studierenden Jahr für Jahr besser werden würden. Die Interprofessionalität sei auf dem Vormarsch.

«Es braucht eine adäquate Ausbildung und vor allem auch Zeit, um ein umfangreiches interprofessionelles Gesundheitssystem zu realisieren.»

Vor fünf Jahren schlossen sich junge Akademikerinnen und Akademiker im Gesundheitswesen zusammen und gründeten die Swiss Health Alliance for Interprofessional Education (SHAPED), um die interprofessionelle Bildung der Zukunft zu sichern. Aufgrund ihrer anfänglichen Frustration mit den monoprofessionellen Lehrgängen ihrer Studienzeit war es ihr Ziel, innovative Ansätze zu entwickeln, um die Ausbildung in medizinischen Berufsfeldern so zu gestalten, dass langfristige interprofessionelle Zusammenarbeit ermöglicht wird. In ihrem Referat unterstrichen sie, dass Studierende generell sehr positiv gegenüber der Interprofessionalität eingestellt seien, aber diese Tendenz über lange Jahre nicht in einen effektiven Gegenwert umgemünzt werden konnte. Aufgrund dessen definierte SHAPED drei Leitmotive, denen die interprofessionelle Bildung

folgen müsse, um den Studierenden eine optimale Lernumgebung zu bieten. Die interprofessionelle Bildung müsse erfahrbar, unterhaltsam und realistisch sein. Wenn die Lernangebote die Balance zwischen realitätsgetreuem Inhalt und Unterhaltungsfaktor erreichen würden, sei ein optimaler Lernerfolg möglich. Dies legitimiert den Ansatz der Universität Genf, die auf innovative, spielerische Lernformate setzt, um Interprofessionalität zu lehren. SHAPED selbst bietet für Studierende diverser Lehrgänge im Gesundheitswesen interprofessionelle Falldiskussionen an, die auf spielerische Art die Zusammenarbeit mit Vertretern anderer Berufsfelder fördern sollen. Leider stellen aber auch sie dieselben Probleme fest, die bereits diskutiert wurden. Es fehlen die administrativen und finanziellen Ressourcen für ein breiteres Angebot. Nichtsdestotrotz sei ihre Arbeit sehr erfolgreich, was sich durch das grosse, schweizweite Interesse der Studierenden und den konstanten Zuwachs an Mitgliedern äussere.

Ausblick

Dass die Ausweitung der Interprofessionalität wegweisend für unser Gesundheitssystem ist, scheint offensichtlich. Wenn sich die vorgestellten innovativen Lernformen und das rege Interesse der Leistungserbringenden der Zukunft weiter stärken lassen, wird sich auch die Praxis dementsprechend verändern. Stand heute gilt es festzuhalten, dass viele junge Praktizierende auf Probleme stossen, wenn sie ihre an der Hochschule erlernte Interprofessionalität in der Praxis umsetzen möchten. Ein Grossteil der heutigen Leistungserbringenden wurden monoprofessionell ausgebildet und die historisch gezogenen Grenzen zwischen verschiedenen Berufsfeldern lassen sich nicht rückwirkend aufheben. Es braucht eine adäquate Ausbildung und vor allem auch Zeit, um ein umfangreiches interprofessionelles Gesundheitssystem zu realisieren. Eine wichtige Botschaft, die den Teilnehmenden des Symposiums mit auf den Weg gegeben wurde, ist die Notwendigkeit von Vorbildern. Die Generation an Leistungserbringern, die heutzutage ausgebildet wird, muss für die Zukunft der Interprofessionalität eine Vorbildfunktion übernehmen. Hierzu betonten die kanadischen Expertinnen die Wichtigkeit dessen, dass die Ausbildung gemeinsam von interprofessionellen Lehrpersonen durchgeführt wird. Dies validierte die Konzeption des Berner Masterstudienganges «Pharmazie», worin Ärzt:innen und Apotheker:innen die Studierenden gemeinsam unterrichten. Nur durch die Verfügbarkeit von solchen Vorbildern liessen sich Vorurteile abbauen, Grenzen aufheben und die hohe Qualität unseres Gesundheitssystems langfristig absichern.